

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Botenlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Botenlohn 80 Pfg.; bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzbeschriftung 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Aannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Im Spionageprozeß verurteilte das Reichsgericht die beiden englischen Spione zu je 4 Jahren Festungshaft.

Die Rauchwarenfabrikanten von Röhra bei Leipzig haben 250 Kürschner und Zurihter ausgesperrt.

Der babische Minister v. Bodman richtete gegen die deutschen Agrarier einen scharfen Vorstoß und erklärte, daß eine neue Sperrung der französischen Grenze gegen Vieh nicht zu erwarten sei.

Die französische Regierung brachte in den Kammern die Anhebungsgesetze gegen die Eisenbahner ein.

Die Zahl der in der Volkongrupe in England Getöteten wird auf 300 Mann geschätzt.

In ganz Bulgarien fanden große Massendemonstrationen statt, die sich gegen die Regierungspolitik und für eine Arbeiter-Lohnsteigerung erklärten.

Bei einem Brande in Chicago sind 20 Feuerwehrleute unter den zusammenstürzenden Trümmern begraben worden. Ein zweites Großfeuer in Philadelphia forderte 13 Menschenopfer.

## Die englischen Spione.

Leipzig, 23. Dezember.

Der große Spionage-Prozeß, der gestern vor dem Reichsgericht zu Ende geführt wurde, endete mit der Verurteilung der beiden angeklagten englischen Offiziere zu je 4 Jahren Festungshaft. Beide sind der Spionage überführt und geständig. Sie werden sich über die Strafe nicht beklagen können.

Doch die juristische Seite ist die uninteressanteste an diesem interessanten Prozeß. Er hat wieder einmal das öffentliche Interesse auf Zustände gelenkt, die für unsere militärischen Verhältnisse höchst kennzeichnend sind. Die beiden englischen Spione Trench und Brandon haben im Auftrage des englischen „Nachrichtensbureaus“ — was wohl nur ein anderes Wort für das englische Kriegsministerium ist — die deutsche Küste ausgekundschaftet, haben an den Küstenbefestigungen Messungen und photographische Auf-

nahmen vorgenommen und darüber genaue Skizzen und Berichte angefertigt. Der eine von ihnen war im Vermessungsdienst speziell ausgebildet, der andre war Seeoffizier und der deutschen Sprache mächtig. Beide erklärten, daß englische Spione sehr häufig im Auftrag der englischen Behörde die deutschen Küstenbefestigungen auskundschafteten; kurzum, daß hier ein Fall militärischer Spionage vorliegt, ist gar nicht zu bestreiten. Aber seltsam: diese Spione werden nicht zu den ehrlosen Kerlen geworfen, als die im allgemeinen Spitzel und Spione gelten. Das Urteil lautet nicht auf Zuchthaus, sondern auf Festung, und in seinem Plädoyer hat der Vertreter der Anklagebehörde das getan, was er in einem Prozeß gegen Sozialdemokraten noch nie getan hat, er hat ausdrücklich die angeblich „ehrenhafte Gesinnung“ der Angeklagten hervorgehoben. Und nun erst die bürgerliche Presse! Nach ihr zu urteilen, gibt es augenblicklich in Deutschland nur zwei Ehrenmänner, und das sind die beiden englischen Spione. Man lese nur den hysterischen Wehgeschrei der — hopla! — „fortschrittlichen“ Vossischen Zeitung: Gestern, als das Urteil noch nicht bekannt war, schrieb sie:

Die Verhandlungen machen insofern einen guten Eindruck, als die Angeklagten ihre Absichten und Handlungen mit erfrischender Offenherzigkeit einräumen, soweit sie ihre Behörden nicht bloßstellen brauchen. Sie sind ebenso fest beim Gedächtnis wie bei der Verweigerung der Aussage. Sie werden aller Voraussicht nach vom Reichsgericht verurteilt werden; aber die Mitglieder des Gerichts, wie der Ankläger, wie die Zuschauer werden ihnen als Menschen, als Männern, als treuen Söhnen ihres Vaterlandes Anerkennung zollen, und die deutschen Offiziere werden ihnen gern die Hand drücken und bezeugen, daß sie keine Schuld, sondern nur ein Unfall getroffen hat. . . .

Es ist der Große Friedrich, der von den Spionen gesagt hat: „Man soll die Kanakken brauchen, aber nicht ähneln.“ Allein dieses Wort gilt ganz und gar nicht von den militärischen Kundschaftern der Neuzeit. Ein Spion, der für Geld Dienste leistet und vielleicht seine eigenen Landsleute verrät, hat nichts gemein mit den Ehrenmännern, die sich aus Vaterlandsliebe einer besonders gefährlichen und besondere Fähigkeiten erfordernden Tätigkeit unterziehen. Gemeinlich werden solche Offiziere, denen man hohen Mut, Findigkeit, Takt, Kaltblütigkeit zutraut, für die Spionage verwendet; daß die englischen Offiziere amtlich im Dienst geblieben sind, muß wundernehmen; in den meisten Staaten werden sie einige Zeit, bevor sie ihre Nase antreten, förmlich verabschiedet, um später ihre Laufbahn fortzusetzen. Die Regierungen haben eine Art Willkürgehenden Uebereinkommens, mit den Kundschaftern nicht allzu hart umzugehen, wenn sie nicht allzu sehr gegen die gute Sitte verstoßen haben.

Diese Aeußerungen eines so ausgefacht bourgeoisen Blattes sind in der Tat im höchsten Maße charakteristisch für die Stellung unserer herrschenden Klassen zur mili-

tärischen Spionage. Für das gesunde Empfinden ist und bleibt ein Spion ein Lumpenkerl, mag er nun selber in Lumpen oder in Uniform gehen und der Kriegsgebrauch, der jeden ertappten Spion sofort am nächsten Baum zum Baumeln brachte, entsprach völlig einem zwar rohen aber noch unerfälschten Gefühl. Selbst der alte Friß, der, was spionieren angeht, geradezu ein Virtuose war und dessen Handlanger vor seinem Verbrechen zurückschrecken durften, hatte sich immerhin noch so viel gesundem Empfinden gewahrt, daß er die Spione als „Kanakken“ verachtete. Und immer hat man von Staats wegen war sich der Spione bedient aber gleichzeitig auch sich ihrer geschämt. Man entließ die Offiziere, die man zu Spionendiensten ins Ausland schickte, vorher formell aus der Armee, damit sie nicht im Falle ihrer Festnahme das heimliche Offizierskorps bloßstellen. Und die Gelder für die Auslandsbespionage ließ man sich als Geheimfonds bewilligen. Sie gehört zu den parties honteuses, zu den Schamteilen der Staatspolitik, die zwar unentbehrlich sind, die man aber doch nicht zur Schau stellt. Erst unserm erlesenen kapitalistischen Zeitalter ist es vorbehalten geblieben, in dem Spion die Krone der militärischen Schöpfung zu erblicken. Wann hätte je ein Bindar mit so wildem Entzücken den Sieger in Olympia gepriesen, wie jetzt die bürgerliche Presse den Spion preist? Sie sind Ehrenmänner, die aus Vaterlandsliebe sich einer besonders gefährlichen und besondere Fähigkeiten erfordernden Tätigkeit unterziehen. Sie beweisen hohen Mut, Findigkeit, Takt, Kaltblütigkeit, und jeder Ehrenmann wird ihnen die Hand schütteln mit dem Ausdruck seines tiefsten Beileids für den „Unfall“. In der Tat! Es wird Zeit, Schillers Ketterkech umzudichten:

Wer dem Tod ins Angesicht schauen kann:  
Der Spion allein ist ein freier Mann!

Diese Berverstheit des Empfindens ist das Kennzeichen der kapitalistischen Kultur. Sie macht die Ehrenmänner zu Lumpen, und die Lumpen zu Ehrenmännern. Und zwar alles im Interesse des Kapitalismus. Wie einst der Nazarener seine Jüngern zurief: wer sein Leben verliert um meinetwillen, dem will ich es erhalten, so ruft der Kapitalismus seinen Jüngern zu: wer seine Ehre verliert um meinetwillen, dem will ich sie erhalten! Und so wird nicht bloß der Streikbrecher, der ein Lump ist und bleibt trotz alledem, zum amtlich abgestempelten Ehrenmann, auch der Spion wird zum Ehrenmann, d. h. der Spion, der im Interesse der herrschenden Klassen seines Landes Kundschafterdienste im Ausland treibt. Das ist die internationale Solidarität des Kapitalismus, besonders des Militarismus, der nach unten, den Arbeiterklassen des

## Seuilleton.

### Rutland.

Erzählung von Jonas Lie.

Aus dem Norwegischen übersezt von Emilie Stein.

35) Nachdruck verboten.

Madam Kristensen hatte indessen den Brief wieder entfaltelt, und Polly steckte begierig den Kopf über ihre Schulter.

„Liebe Mutter!

Ebenholz, wonach du mich fragst, das heißt eigentlich Regierhandel, und jetzt verstehst du wohl, warum ich von der „Atlanta“ ausreiß? Na, hinterher kann ich dir's ja sagen, daß es ein gefährlicher Spaß war, denn das ist ein abscheuliches Räubergerudel, wenn man erst einmal in seinen Klauen ist. Aber ich denk' wohl, du wärst nicht im Zweifel, wen du lieber als Sohn haben möchtest, einen Sklavenhändler oder einen, der sich mit der Teilhabserschaft an dieser Sünde nicht bescheiden will. Es war Nacht und stockfinster, als ich die Leine zu der Heckjolle abschchnitt, die hinten nach schleppte, weil sie am Tage Bonetten getragen hatten, das sind fliegende Fische. Das Glück war, daß es gleich drauf aufblies, so daß ich bei Morgengrauen schon außer Sicht war. Und da sah ich mit drei Biskuits und einer Flasche Wasser vierthalb Tage und laute zuletzt viel vor lauter Durst. Ich hatte gedacht, es gebe immer Schiffe im Passat. Aber nein! Und eine Weile kriegt ich es mit einem argen Schreden, so daß mir geradezu der Verstand verging. See und Meer und weiter nichts rings um mich, während ich so auf diesem wippenden Brett saß. Mir wars jaust, als müßt ich jeden Augenblick aus dem Wasser ein großes Tier rücken und mich angreifen und mir den Garau machen. Es war wohl nur der Durst; aber so eine Angst hab ich mein Lebtag nicht gehabt. Dann nahm mich morgens am vierten Tage der „Port au Prince“ auf. . . .

Madam Kristensen schüttelte den Kopf und sah Polly an, die vor Spannung ganz angegriffen aussah.

„Na, was sagst du dazu? . . . und davon schrieb er in seinem letzten Brief nicht ein einziges Wort.“

„Nein, aber ich erriet doch, daß irgend etwas geschehen sein müsse. Ich habe nur darauf gewartet, denn Bernt brennt nicht zweimal durch, ohne daß etwas los ist.“ — Ihr Atem ging noch rascher als vorhin. Aber was stand weiter in dem Briefe? . . .

„Gemütlich ist es jaust nicht an Bord des „Port au Prince“ — schrieb er weiter — „aber ich kann dir ohne Prahlerei sagen, ich bin so stark, daß keiner sich an mich herantraut, das sahen sie schon, als ich das erste und zweitemal zugriff, und da wurden sie manterlich.“

„Ja, besonders in den Armen“ — bemerkte Polly — „da war er immer so furchtbar stark. Ob er sehr groß ist? Ich bilde mir ein, er hat die starken Schultern seiner Mutter. Sie haben so breite Schultern, Madam Kristensen!“

„Nein, nein, er gerät mehr dem Vater nach; er ist gewiß groß, und die Kraft hat er auch von ihm. . . .“

Aber Pollys Augen waren schon wieder auf den Brief gerichtet.

„Nein, warte doch, Polly, wir lesen zusammen.“ — Und sie fuhren fort.

„Hier in Lima ist es sehr heiß und es gibt eine Masse Ananas, Feigen, Apfelsinen und allerlei anderes, was sich gar nicht herzhähen läßt, und nicht alles ist zu trüglisch. Von drei bis fünf Uhr nachmittags gehen die Städter im Schatten des Berges spazieren. Die Norweger haben vor dem Promenadenwege ihre Reitpferde stehen, am späteren Abend kommen die einfacheren Leute. Dann geht die Sonne ins Meer und glüht auf den Gipfeln, die man los Andes nennt, und man überseht den ganzen Hafen Callao, in dem wir liegen. Die Geier fressen alles Faulende, das in den Straßen umherliegt. Jetzt gehen wir nach Bombay. Du bistest mich, dir alles mögliche zu erzählen, was ich gesehen habe; aber das ist nicht so leicht. Es klingt so unbegreiflich, und ich erinnere mich noch an alle die Aufschneidereien, mit denen mich der Bergenser in alten Zeiten traktierte. Die von

den beiden Tigern, die ihn gefressen hätten, wenn sie nicht mit den Schweifen im Boden steden geblieben wären, die war rein zu toll. Die tischte er mir auf und ich später Polly Kjelsberg, die so ungeheuer leichtgläubig war. Wie ist sie denn jetzt? Noch ebenso rothaarig und wild wie früher? Gräß sie von mir, Mutter! — Ein gutes Ding war sie ja. . . .“

„Ach, das ist ja aber Nebensache, Polly!“ — unterbrach Madam Kristensen plötzlich die Lektüre.

Aber Polly ließ sich nicht betrennen.

„. . . wenn auch jaust keine Schönheit!“ Ias sie weiter. „Wenn ich auf der Wache bin, denk ich oft an all den Spaß, den wir auf dem Tafelboden miteinander hatten. Nein, dumm war sie nicht! — hätte nur ein Segelmacherjunge sein sollen. Ich hätte sie an dem Tag ihrer Konfirmation sehen mögen; sie schaukelte und schwankte sich wohl wie immer, daß die Röde flogen, denn daß die einmal ein christliche Fasson annimmt, kann ich kaum glauben. . . .“

Polly war glühend rot geworden.

„Du lehrst dich doch nicht an dieses närrische Geschwätz!“ fühlte Madam Kristensen sich abermals zu bemerken veranlaßt.

„Gretchen Rissen!“ — hieß es im Briefe weiter — „ist wohl schon eine ganze stolze Jungfrau? Ich weiß nicht, ob ich irgendwo hier draußen eine so vornehme Gestalt gesehen habe wie die ihrige, nicht einmal hier in Lima. Und wie verständlich sie ist! Du mußt ihr doch bei Gelegenheit auf eine hübsche Art einen kleinen Gruß überbringen von einem, der ihr viel Freundschaft schuldet.“

„Ja, die Religionsausgaben konnte sie, das ist richtig,“ pläzte Polly heraus. „Bei einer, die sie den Mund aufmacht, will es übrigens nicht viel heißen, daß sie verständlich ist.“

„Jetzt aber muß ich schliefen. Rönnt, ich auch Vater grüßen, wie ich dich grüße, liebe Mutter! Aber was nützte es, darüber zu schreiben, und wenn auch das ganze Tintenfaß leer würde.“

Dein ergebener Sohn  
Bernt.“